
JAN CLAAS VAN TREECK

»DAS INTERNET« ODER »GIBT'S DAS AUCH IN BIO?«

*Zum diesjährigen Friedenspreis
des Deutschen Buchhandels*

Im Jahr 1999, als sich der Zugang zum Internet zu einem Massenbedürfnis entwickelte, fragte Boris Becker selbstironisch-dümmlich in einem AOL-Werbespot »Ja bin ich da schon drin, oder was?«, nur um sich seine Frage im nächsten Moment selbst zu beantworten: »Ich bin drin! Das ist ja einfach!«

Ganz im Sinne einer klassischen Werbelogik wurde Becker so zum Stellvertreter für ein damals vermeintlich ratloses Konsumentenpublikum, ein Publikum, welches idiotisch im Doppelsinne von *idiotes*, als Unbeteiligter, und *idiota*, als Dummkopf, der technischen Neuerung gegenüberstand, wie Becker. Müsste Boris Becker immer noch als Stellvertreter für viele herhalten, dann müsste die Becker-Frage heute verzweifelter klingen und »Wie komme ich hier wieder raus?« lauten.

Irgendwas lief schief in der öffentlichen Wahrnehmung des Internets in den letzten Jahren. Hätte »das Internet« eine PR-Agentur, dann wäre es wohl längst an der Zeit gewesen, selbige zu feuern. Amazon-Skandale, Google-Datenschnüffelei, Facebook-Profiling, die NSA-Affäre haben das Internet von damals zu einer gefühlten Hölle von heute gemacht. »Damals« fühlte sich das Internet irgendwie freier, demokratischer an, ein Versprechen von Transparenz und Demokratie – eine Wahrnehmung, die sich immer wieder erzählt und leider immer wieder enttäuscht wird, wenn etwa aus den Twitter- und Facebook-Revolutionen im Nahen Osten doch nichts anderes wurde als blutiger

Bürgerkrieg, Islamistenherrschaft oder eine simple Neuauflage des Alten (General Sisi als Mubarak 2.0).

Die Antwort auf dieses »Internet mit Unwohlsein« kommt in der Mehrzahl in zwei Formen daher: Die erste wurde popularisiert durch unsere Kanzlerin, die menschelnd mal wieder glaubte, die Bevölkerung diskursiv an die Hand nehmen zu müssen, als sie vom berühmten »Neuland« sprach. Was lachte man! Und dieses Lachen blieb vielen von uns im Halse stecken, als wir uns vergegenwärtigen mussten, dass das doch kein uckermärkischer Scherz war. Kanzlerin und Bundesregierung scheuteten sich 2013 nicht, sich noch als der *idiota* zu offenbaren, der Boris Becker 1999 war. Als dann noch der ewig glücklose Günther Oettinger 2014 zum EU-Kommissar für digitale Wirtschaft ernannt wurde, ein Mann, von dem man mutmaßen kann, dass er sich morgens von seiner Sekretärin die E-Mails zur Lektüre ausdrucken lässt, musste einem klar sein, dass unsere politischen Repräsentanten in großer Breite wohl wie der sprichwörtliche Ochse vor dem Berg des »Internets« stehen.

Aber glücklicherweise haben wir ja immer noch unsere technokulturkritischen Intellektuellen – jene Mahner und Rufer in der öffentlichen Wüste des Diskurses. Ihnen verdanken wir die zweite Antwort auf unsere vermeintlichen Internet-Probleme. Diese Antwort ist so etwas wie ein softer Neoluddismus, der mit einer von den 68ern geerbten »Ach nö, du«-Attitüde daherkommt – ein nur wenig reflektiertes

Gefühl der Ablehnung von etwas, was man in seiner Gänze schlichtweg nicht verstanden hat. Man fühlt sich immer weniger wie *idiotes* und immer mehr nur noch als *idiota* angesichts einer technischen Gegenwelt. Man spürt auf dieser Seite, dass die Technik einen potenziell immer mehr zurücklässt, während sie gleichzeitig die allumfassende Herrschaft über die Lebenswelt übernimmt.

Jene Version hat den Neuländern im Spiel der Idioten immerhin eines voraus: die soften Neoludditen ahnen wie gesagt, dass es den *idiotes*, als Unbeteiligten, nicht mehr gibt. Zwar gibt es einige von ihnen, die, ebenso wie die ideologischen Fernsehbesitzverweigerer der 1980er Jahre, immer noch glauben, man könne durch Nichtpartizipation so etwas wie eine Gegenposition einnehmen. Damit machen sich die Facebook-Verweigerer und ostentativen Twitter-Nichtnutzer aber eben nur genauso lächerlich wie die Oberlehrer von damals ohne Fernseher. Der Unterschied zwischen heute und damals ist allerdings, dass die Fernsehnichtbesitzer in ihrer Position lediglich als Ausnahme die Regel bestätigten, als Kuriositäten des Außen das Innen stabilisierten. Unter Facebook-Bedingungen ist das inzwischen anders, weil die Nichtbenutzer bereits Teil des Systems sind, bei dem es kein Außen mehr gibt. Aus den Facebook-Suchen der im »Gesichterbuch« anmeldeten Kontakte jener Verweigerer können die täglichen Algorithmen bereits den Nichtnutzer extrapolieren. Der Facebook-Verweigerer ist also auch bereits auf Facebook, ob er will oder nicht. Pech gehabt. Und genau diesen Punkt haben unsere soften Neoludditen in der Mehrzahl noch nicht begriffen – selbst Digitalverweigerer sind Teil der digitalen Welt.

Aber weil sie sich, wie gesagt, leicht unwohl fühlen, müssen sie irgend etwas tun. Dieses Tun unterliegt dann allerdings einem Problem: Zu sehr ist man von der frühen Dutschke-Phase inzwischen in die Kretschmann-Phase übergegangen. Lautstarker Protest verbietet sich zum einen aus Gründen behäbiger Bequemlichkeit, und zum anderen, weil man so richtig nicht mehr ohne das »böse Internet« kann. Zum Beispiel salbadert man zwar gerne irgendwas davon, dass die lokalen Buchhändler dringend in ihrer kulturtragenden Bedeutung erhalten werden sollten, aber am Ende bestellt man dann doch lieber bei Amazon. Man will schon das Internet, aber bitte irgendwie in »Bio«. Dementsprechend kommt auch die Protestform dieser Spezies reichlich milde daher. Probleme werden zumeist nur an-

gesprochen, im schlimmsten Falle stellvertretend von Volker Pispers auf der Kabarettbühne vor ergrauendem Publikum in minderwitzige Tiraden verpackt.

Artverwandt mit der Pisperisierung des Problemdiskurses sind die Mahner- und Warner-Preise, die allenthalben mit bedeutungsschwangerer Miene verliehen werden. In Sachen »Internet« war das vor Wochen der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels – ein perfektes Beispiel. Dort darf eine Jury jährlich einen Preis verleihen an eine »Persönlichkeit, die in hervorragendem Maße vornehmlich durch ihre Tätigkeit auf den Gebieten der Literatur, Wissenschaft und Kunst zur Verwirklichung des Friedensgedankens beigetragen hat«. Bedeutungsschwanger werden dabei institutionell diverse Metaphern zum Klingen gebracht. Mit der Frankfurter Paulskirche hat man sich einen Ort gesucht, bei dem man sich mantraartig der eigenen demokratischen Tradition versichern kann, und mit einem Preisgeld, ausgelobt vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels, kann man wieder auf dem Buch, damit der Literatur und deren angebliche Nähe zu Bildung, Demokratie und anderem Allerlei herumreiten. Irgendwie scheint der Schillersche Kurzschluss vom »Schönen, Wahren, Guten« immer noch in den neobiedermeierlichen Hirnen herumzuspuken.

Und weil man eben spürt, dass es neben den klassischen antidemokratischen Buhmännern wie dem weißrussischen Diktator Lukaschenka, gegen den man den Preis 2013 an Swetlana Alexijewitsch verliehen hat, jetzt einen neuen anderen Buhmann – das »Internet« – gibt, fühlt man sich auf Juryseite mal avantgardistisch und vergibt den Preis 2014 an einen Dreadlocks tragenden US-Amerikaner mit Internetvergangenheit und Vorliebe fürs Flötenspiel – Jaron Lanier. Und wie der Fall Alexijewitsch beweist, ist der Friedenspreis die softe Form der Kriegserklärung der »Ach nö, du«-Fraktion. Im Falle von Alexijewitsch gegen Lukaschenka und im Falle von Lanier eben gegen das »Internet«.

Lanier ist nämlich Balsam für die Seelen der Manufactum-Käufer und *Landlust*-Leser mit Pensionsanspruch. Der ehemalige Innovator Lanier, der angeblich mal vor gefühlten tausend Jahren den Begriff »Virtual Reality« erfunden hat – eine Anekdote, die inzwischen glücklicherweise falsifiziert wurde –, gilt als ehemaliger Teil der In-crowd. Pastoralreferentinnen, die in ihrer Freizeit gerne »filzen« und die sich wahrscheinlich noch als

einige für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels interessieren, würden jetzt biblische Metaphern bemühen und Lanier als Geläuterten bezeichnen, jemanden, der vom technologischen Saulus zum technokulturkritischen Paulus wurde. Lanier, der in diversen Büchern gerne mal Open Source als »digitalen Maoismus« verunglimpft und den technologischen Totalitarismus der Apple-Welt gerne als großartig abfeiert, ist zuerst einmal ein seltsamer Kandidat für den Friedenspreis. Auf den zweiten Blick jedoch ist er wirklich perfekt. Mit seinen Dreadlocks ist Lanier eine humorige Referenz an die vergangenen »wilden Jahre« derer, die ihm den Preis zugesprochen haben. Mit seinem technologischen Stallgeruch wird er zum Sprecher derer, die die Technik einfach nicht verstanden haben, aber sie trotzdem gerne mal abwatschen würden für Amazon, NSA und so. Noch viel passender dafür wäre vielleicht Frank Schirrmacher, der in seinen Büchern wie *Payback* und *Ego* auch bereits den digitalen Mahner und Warner gegeben hat. Aber leider war Schirrmacher als Anzugträger mit respektabel angelesinem technologischem Halbwissen wohl zu nahe an seinem Publikum, um zur Symbolfigur zu werden, und zum anderen ist er leider viel zu früh gestorben. Deswegen muss also Lanier herhalten für die, die immer noch die Einstellung des großen Brockhaus beweinen. Immerhin erweist er dann Schirrmacher wenigstens zu Beginn seiner Rede wohlwollende Reverenz.

Und dann darf Lanier sein Publikum zufriedenstellen, darf von den ehemals positiven Dingen der Technologie erzählen, um dann auf »Massenspionage und -manipulation« zu kommen und vor dem »Rausch eines digital effizienten Hypernarzissmus« zu warnen. Im Publikum wird dann wohlfeil und eifrig genickt. Und natürlich preist Lanier eben nicht mehr die Onlinewelt, sondern Bücher, weil es – nein, ich scherze nicht – dort eben weniger Katzenbilder und Pornographie gebe. Soso. Aber die *captatio benevolentiae* ist ja nun ein sehr altes Stilmittel. Sein wahres und in Wirklichkeit reichlich antidemokratisches Gesicht entbirgt Lanier aber, wenn er die angebliche Rudelmentalität des Internets geißelt, jenen hässlichen »digitalen Maoismus«, der, glaubt man seiner Rede, auch irgendwas mit den Nazis und ihrer technokratischen Technologienutzung zu tun hat. Und wenn jetzt das Publikum wieder mit wohligen Schauder einträchtig nickt, dann kann Lanier auch einfach bekennen, dass er ein Freund von Technologiegroßkonzernen ist, weil

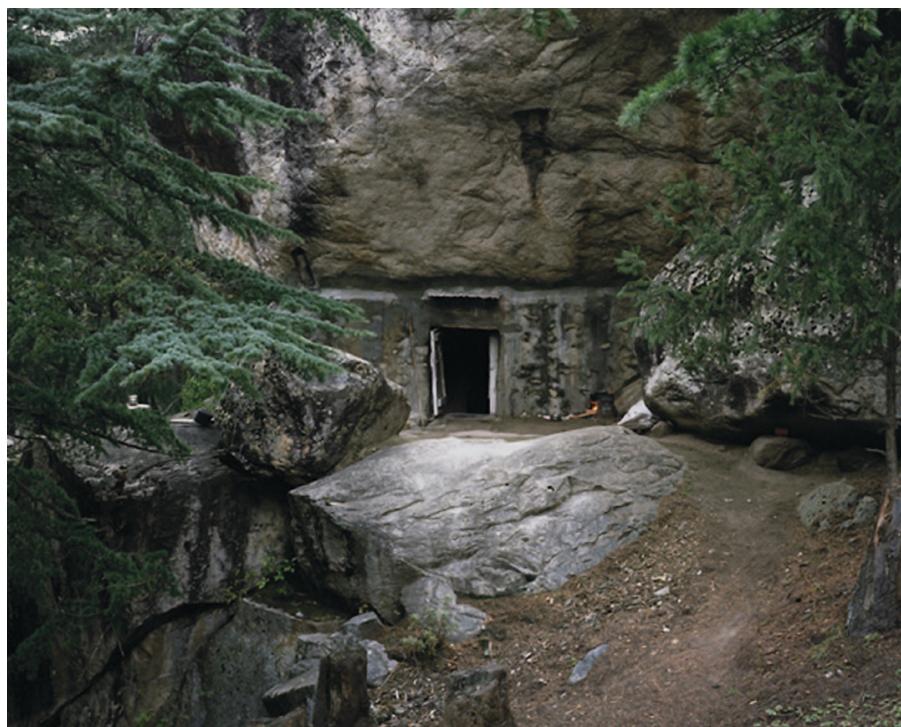
nur die grandiose Produkte wie das iPhone herstellen, wie man aus seinen Büchern entnehmen kann, während Open Source irgendwie nur Murks produziert.

Laniers als demokratisch und offen getarnter antidemokratischer Zug kommt dabei versöhnlich daher und räsoniert beim Mahner-und-Warner-Publikum, das sich zwar für demokratisch hält, aber Volksentscheidungen wahrscheinlich höchst problematisch findet – es könnte ja so etwas wie in der Schweiz dabei herauskommen. Der sanfte Elitarismus von Lanier verträgt sich gut mit den Veggie-Day-Ideen in Teilen seines Publikums. Und als Lanier dann zynisch bemerkt, er habe es ja gewusst, dass Twitter den Tahrir-Demonstranten am Ende nichts bringen würde, weil Twitter ihnen keine Arbeitsplätze verschafft, stelle ich mir vor, wie im Publikum ein deutscher Oberlehrer gedanklich wieder mal seinen Brecht hervorholt und »Erst kommt das Fressen ...« oder Ähnliches herbeizitiert, um am Ende Lanier zu applaudieren. Der Friedenspreis ist, bei allen durchaus diskutablen Punkten, die Lanier anbringt, in erster Linie, wie Jürgen Reuter treffend geschrieben hat, eine »Forderung der Rückbesinnung auf traditionelle Macht- und Produktionsstrukturen«. Sein applaudierendes Publikum ist nichts anderes als der personifizierte Konservatismus, der heute aus einem diffus linken Mainstream daherkommt, eine zum Konservatismus geronnene ehemalige Fortschrittlichkeit in den Maßpantoffeln der ängstlichen Besitzstandswahrung. Lanier ist der ideale Posterboy dieser Bewegung.

Aber der ängstliche Konservatismus von Lanier und Publikum hat nicht nur eine politische und ökonomische Seite. Quasi *ex negativo* lässt sich das herausschälen, worin die wahre Bedrohung der Technik besteht. Schaut man sich die grausam langweiligen neunzig Minuten der Preisverleihung an, die man (ironischerweise) dank Internetmediathek der ARD bequem im Gruselmedium Internet abrufen kann, dann fällt vor allem eines auf – es menschelt terminologisch doch sehr. Bereits beim Grußwort von Börsenvereinsvorsteher Heinrich Riethmüller, in dessen leichtem Schwäbeln »Internet« oft wie »Indaned« klingt, bekommt man »Mensch« in verschiedenen Iterationen gut zwanzig Mal um die Ohren gehauen. Was Riethmüller umtreibt – und ich unterstelle, dass er damit in der Tat stellvertretend für die Jury und das Publikum spricht –, ist die angstvolle Frage: »Ist der Mensch dabei, sich selbst abzuschaffen?« Es ist die durchaus begründete



Russischer Einsiedler. Aus: *Escape* (2014) (© Danila Tkachenko)



Russische Einsiedelei. Aus: *Escape* (2014) (© Danila Tkachenko)

Angst, im Meer der Algorithmen unterzugehen. Eine Angst, bei der Riethmüller selbstverständlich Orwell und Huxley beschwören muss. Die Antwort auf diese ängstliche Frage liefert pflichtschuldigst Lanier mit seinem »digitalen Humanismus«. Ein Humanismus, der den Menschen wieder stark machen will in seiner »Ablehnung von künstlicher Intelligenz« und der sich auch nicht davor scheut, mal wieder das »göttliche Element« im Menschen zu suchen. Ein Humanismus, der als Kontrollphantasie daherkommt. Wenn etwa Frankfurts OB Feldmann in seiner Rede auf Lanier davon spricht, man müsse »das System kontrollieren«, und wenn Martin Schulz, der glücklose EU-Politiker und Ex-Buchhändler, bei seiner Laudatio auf Lanier noch das Humboldtsche Bildungsideal herbeischadroniert, dann wissen wir, worauf es hinausläuft – die (Wieder-)Selbstermächtigung des Individuums in Anbetracht von Mechanismen, die sich seiner bemächtigt haben. Frank Schirrmachers berechtigte Verzweiflung angesichts der technokapitalistischen Ermächtigung »über die realen Individuen, ihre Lebenswelt, ihre Gesellschaft und Institutionen, ihre Demokratie« wird hier beantwortet mit einem plump ostentativen Behaupten von »Menschlichkeit«, wenn Riethmüller, Gertrude Stein abwandelnd, »Ein Mensch ist ein Mensch ist ein Mensch« deklamiert.

Wenn Martin Schulz also in »neuländischer« Manier immer noch davon spricht, dass wir uns »an der Schwelle zum digitalen Zeitalter befinden«, dann hat er noch nicht begriffen, dass dieser Punkt längst überschritten ist. Laniers Buchtitel *You Are Not A Gadget* ist zwar ein Kampfruf der als Manifest gedachten Schrift, aber der Kampf war bereits vor dem Aufruf dazu verloren. »Bin schon da!« mag man igelartig den Friedenspreisverleihern und Lanier zurufen. Wie Ritter, die die Nutzung von Schießpulver regulieren wollten, weil es eine Bedrohung für ihre wohlgerüsteten Selbste war, erscheint die Paulskirchenversammlung von 2014 lächerlich, als hilfloser Abgesang.

Und daher passt Lanier wie die Faust aufs neohumanistische Auge der soften Ludditen. Lanier, der sich in *You Are Not A Gadget* auf die Suche nach den »missing persons« macht, schreibt in der Tat nicht nur eine halbgare Kritik der Technik, sondern vor allem eine Kritik dessen, was vielleicht nach dem Menschen kommt, eine konservative Vision des Festhaltens am guten Alten, das einmal der Mensch war. Wie rührend naiv das in der Praxis sein

kann, illustriert folgende Episode: Lanier erscheint auf einem Festival, und vor seinem Vortrag verkündet er, dass er erst einmal etwas auf seiner Flöte spielen wolle. Er bittet die Besucher, während seines Flötens auf Twitter oder sonstige digitale Aktivitäten zu verzichten. Danach könnten sie nämlich mit zeitlichem Abstand besser twittern, so als echte Person, ganze Person, als sie selbst und nicht einfach als ein Anhängsel ihrer Apparate. Und vielleicht ist es das, was er sich unter »digitalem Humanismus« vorstellt: Flöten und kurzer Twitter-Aufschub als Restbestand des Humanismus – eine neue Art von Wohlfühlkalenderspruchlyrik.

Die ironische Volte im (post-)humanistischen Spiel ist jedoch eine, an der Lanier keinen Anteil hat. Wahrscheinlich war es nämlich exakt das Paulskirchenpublikum, das irgendwann in den 1970ern oder 1980ern, vielleicht aber auch erst in den 1990ern, emphatisch die postmodernen Klassiker gelesen und den antihumanistischen Gestus der Foucaults und Deleuzes als befreiend empfunden hat, Auflösung in Vielheiten, Plateaus, Diskurse – Dinge, die sie jetzt vergessen, wenn sie »Ein Mensch ist ein Mensch ist ein Mensch« wie bockige Kinder deklamieren. So wie Lanier bildlich den twitternden Ägyptern vom Tahrir-Platz zynisch aus der Ferne zuruft: »Lasst es sein, es bringt nichts«, so möchte man dem Paulskirchenpublikum dasselbe zurufen, wenn es schamanistisch den alten Menschen als Letztinstanz beschwört. Denn sie sind bereits alle »Gadgets«.

Foucaults berühmtes Bild vom Menschen, der verschwindet wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand, klingt nach, und Lanier, Schulz, Riethmüller und alle die, für die sie stehen, erscheinen wie verschreckte Kinder, die immer wieder versuchen, ebendieses Gesicht in den Sand nachzuzeichnen – eine Geste, die in ihrer Hilflosigkeit vielleicht sogar rührend ist. Denn egal, was sie machen, die Gesichter, die sie zeichnen, verschwinden mit jeder neuen Welle – und jedes dieser Gesichter erscheint außerdem direkt im »Gesichterbuch«, auf Facebook, in der See der Algorithmen.